Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 27

Rubrik: Meine Achilles-Verse

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

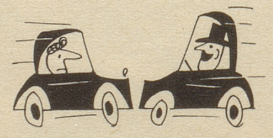
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gewußt wie

Es gibt viele schöne Punkte in der Schweiz, und gerüchtweise verlautet sogar, daß es Fremde gibt, die deswegen hierher fahren. Sollte das stimmen, so hätte der englische Schriftsteller Georges Mikes mit vollem Recht geschrieben: «Die Schweiz hat es fertiggebracht, um ihre Hotels herum ein reizendes Land aufzubauen ...»
Wir haben hier also viele schöne Punkte, können uns aber nie einigen, welches wohl der schönste von allen ist. Die Meinungen gehen da sehr auseinander: die Schlittschuhläufer sagen, am feinsten sei es auf dem Lowerzersee, weil das der am wenigsten tiefe Natursee der Schweiz ist und er darum jeden Winter am schnellsten zufriert. Sture Zürcher behaupten, daß über Zürich rein gar nichts gehe, was hingegen kaum stimmt; denn häufig, und dann gerade im dümmsten Augenblick, geht ein orkanartiges Gewitter, das sich vorher im Letzibad gewaschen hat, über die Stadt Zürich. Daß außerdem so viele vierräderige Touristenmutterschiffe über Zürich gehen, hat seine speziellen Gründe: man will den Fremden als besondere Attraktion zeigen, wie eine total verstopfte Stadt aussieht und wie der Verkehr funktioniert oder besser: nicht funktioniert, wenn er an chronischem Asthma leidet. Die mit einer Kamera bewehrten Amerikaner fühlen sich in Zermatt am wohlsten, weil sie unbeschränkt auf das Matterhorn schnappschießen können und dafür niemandem Tantièmen zahlen müssen. Für die Basler aber existiert nur Basel, vor allem während der Fasnacht: weil sie nämlich keinen eigenen Flugplatz haben, darum sind sie, die Basler, so stolz auf ihre Fasnacht; denn sie können dann wenigstens einmal im Jahr auf eigenem Boden etwas landen – und wenn es auch nur ein paar gut gereimte Frechheiten sind.
Als lohnendster unter allen Schweizer Städten wird aber von der Gewerkschaft der Goldbarrensucher gewiß Genf genannt. Offenbar liegt hier nicht nur das Glück, sondern auch das dazugehörige Gold auf der Straße. Auch soll es weder eines abgeschlossenen Studiums als Schweißer noch eines Weltmeistertitels für Pistolenschützen bedürfen, damit man sich bei einem Goldtransport des köstlichen Edelmetalls bemächtigen kann, weil die Chauffeure ihre Augen anderswo haben. Genf ist ja weitherum berühmt für seine vielen schönen Frauen.
Ueberfälle auf Goldautos und Banken kommen aber nicht nur in Genf vor, das gibt es auch in Amerika, beispielsweise in Boston. Hier legen sie aber nicht einfach die rauhen Hände in den uniformierten Schoß, bis die nächste Fahndung inkl. Verfolgungsjagd fällig ist. Sie haben dort dafür gesorgt, daß in der letzten Zeit mehr Raubzüge stattgefunden haben, und so sind ihnen die bösen Buben massenhaft in die Arme gelaufen. Jaja, gewußt wie!
In Boston hat sozusagen jeder Bankkassier gleich neben sich am Schalter ein schönes Bündel Banknoten. Weil beim heutigen Stand der Alarmsysteme jeder Bankraub blitzschnell vor sich gehen muß, wird der Räuber sich in den meisten Fällen darauf beschränken, das zu stehlen, was neben dem Schalter liegt. Er nimmt also die paar zehntausend Dollars in Noten und bildet sich ein, einen guten Schnitt gemacht zu haben. Und wundert sich dann sehr, daß er beim ersten Whisky, den er mit einer solchen Note bezahlt, verhaftet wird. Die Dollars, die die Kassiere neben sich liegen haben, sind nämlich gefälscht und verraten sofort jeden Bankräuber.



Der große Krach auf jeden Fall kommt erst nach dem Zusammenprall.

(Mein Treffer ist mir auf jeden Fall lieber!)

11. Juli

Ziehung Interkantonale Landes-Lotterie

Warum macht man also in Genf nicht falsche Goldbarren und fährt mit ihnen herum? Hat man Angst, Genf als Anziehungspunkt könnte darunter leiden?

Das gibt es ...

Der helvetische Stolz steigt ins Unermeßliche, wenn wir Ausländern, die es irgendwo in fernen Landen zu etwas gebracht haben, nachweisen können, daß ihre Urahnen in Ober-Chlobenberg am Napf noch Kohlräbli gepflanzt haben. So stand da letzthin in einer hiesigen Zeitung, daß eine Frau Leona Baumgartner, deren Vorfahren einmal in Langnau wohnten, die erste Frau sei, die den Posten eines Hochkommissars des New Yorker Gesundheitsamtes bekleide.
Das Gritli Schell, das heute Maria heißt, weil dieser Name deutschen Ohren anscheinend besser gefällt, hat noch selber in der Schweiz gewohnt und hier auch seinen ersten Film gemacht, ‹Steibruch› hat er geheißen. «Sie ist in dieselbe Klasse zu setzen wie die Garbo», sagte ein Direktor der MGM, nachdem sie vor zwei Wochen in Hollywood – «als teuerster *deutscher Star* in USA», wie eine Frankfurter Zeitung beifügte – einen 1-Millionen–Dollar–Vertrag unterzeichnet hatte. Sie soll aber Wert darauf gelegt haben festzustellen, daß sie in Hollywood immer ‹Schell› und nie jemals ‹Shell› heißen wolle. Damit Kinos nicht unnötig mit Garagen verwechselt werden.
Das deutsche Gritli hat einen Bruder namens Maximilian, der allerdings das Unglück hat, nicht soviel Glück wie sein Schwesterlein zu haben. Das hindert ihn aber keineswegs, trotzdem emsig Theater zu spielen. Außerdem will er natürlich ums Verroden ebenso berühmt werden wie seine Schwester. In den Mitteln, deren er sich bedient, ist er allerdings nicht gerade wählerisch. Ein paar Tage nach dem furchtbaren Unglück an der Iller, wo wegen eines Feldweibels 15 deutsche Rekruten ertranken, versuchte er sich im ‹Theater am Kurfürstendamm› in Berlin, wo er ein Gastspiel gab, in Büchners ‹Leonce und Lena› in der Kunst der Improvisation, jener Stegreif-Bemerkungen, die nur wenige große Darsteller beherrschen, und dabei improvisierte er so taktlos daneben, daß man sich für einen solchen Landsmann nur schämen kann. Als Valerio sagte: «So wollen wir Helden werden», antwortete ihm Freund Schell als Leonce: «Ich bin doch kein Held» – und improvisierte hinzu: «Nachdem doch fünfzehn Soldaten ertrunken sind ...»
Diese Geistreichelei ließen sich die Zuschauer aber mitnichten gefallen und riefen auf die Bühne: «Nun ist es aber genug!» und «Pfui, das ist unerhört!» Nachher von Oscar Fritz Schuh, dem künstlerischen Leiter des Theaters, zur Rede gestellt, verteidigte sich der Jüngling: «Ich war so erschüttert von dem Unglück – ich mußte mir Luft machen. Es erinnerte mich an ein ähnliches Erlebnis während meiner Schweizer Militärzeit.» Auch die Stegreif-Verteidigung scheint nicht seine stärkste Seite zu sein.
Er hat sich aber noch weitere Hobbies zugelegt, die ihn wichtiger machen sollen, als er von Natur aus ist. So hat er, wie eine bedeutende Zeitung anfangs Juni zu berichten wußte, «seinen staunenden Kollegen erklärt, daß er einen Tag nur mit den Klängen von Mozartmusik beginnen könne. Und auf der Bühne müsse er unbedingt – durch die Mitte auftreten.»
Nein, wie originell!

... aber erst das!

Weil es auch bei uns so viele Sekretärinnen gibt, die noch in hohem Alter ledig herumlaufen, muß man annehmen, daß dieser Beruf doch nicht so sicher ist, wie man immer glaubt.
Darum können amerikanische Sekretärinnen neuerdings eine Versicherung abschließen für den Fall, daß sie von ihrem Chef nicht in den Hafen der Ehe entführt werden. Je nach der Höhe der Prämien können sie sich nach 5, 10 oder 20 Jahren auszahlen lassen.
Da diese Prämie sicher nicht klein ist, werden die so versicherten Schreibdamen ihre Saläransprüche gewiß in die Höhe schrauben. Worauf der Chef auf den Gedanken kommt, daß, statt den Riesenlohn zu zahlen, es billiger wäre, das Mädchen vom Schreibpflug weg zu ehelichen. Womit der Zweck der Versicherung ja erreicht ist ...

Meine Achilles-Verse

Es war einmal ein Schotte,
der kam in unser Land
und in die Bundesgrotte,
auch Bundeshaus genannt.

Hier sah Sir John McGregor
in 112 Bureaux
ein Heervolk äußerst reger
und braver Würdenträger
und keiner arbeitslos.

Was mag das alles kosten,
so fragte er sich sehr,
das gibt ja Riesenposten
bei *dem* Papierverzehr!

Ob man hier an der Aare,
d. h. im Bundeshaus,
denn überhaupt nicht spare?
Da lachten sie ihn aus.

«Natürlich wird bei uns gespart»,
so riefen sie spontan,
«wir sparen halt auf unsre Art:
wir bieten jede Neuigkeit
und jegliche Begebenheit,
die hier im Bundeshaus gedeiht,
seit jeher nur dem Ausland an ...»

Das hörte auch ein Untertan
und weinte. Und auch das
spontan –!